

37. „So daut Kerls“

Natürlich wollten meine Eltern das Beste für uns Kinder und machten sich Gedanken um unsere Zukunft. Dass jemand von uns Raucher werden könnte, war die größte Sorge meines Vaters. Er selbst rauchte in unseren Kindertagen nicht mehr, hatte aber vor dem Krieg geraucht und war dadurch, so glaubte er jedenfalls, an sein Magenleiden gekommen, das ihn ins Lazarett führte und von dem er eine Magenempfindlichkeit mit häufigen Schmerzen zurückbehielt. Vor solchen Folgen wollte er uns Jungen bewahren und ermahnte uns daher bei jeder passenden Gelegenheit, doch ja nicht mit dem Rauchen anzufangen. Auch und gerade nicht im Spiel. Warum er es denn selbst getan habe, wenn es so schädlich sei, wollten wir von ihm wissen. Bereitwillig erzählte uns Vater dann, und dies nicht nur einmal, was ihn zum Rauchen gebracht habe: Seiner Ansicht nach eine falsche Vorstellung von Männlichkeit.

Als er im jugendlichen Alter gewesen sei, so berichtete er, hätte man sich an manchen Tagen bei gutem Wetter vor seinem Elternhaus an der Schneiderkruger Straße aufgehalten, sonntags vor allem oder nach Feierabend, dort dann auf der Bank gesessen, geredet und herumgebalgt. Seine Brüder seien dabei gewesen, die Schneiderlehrlinge oder –gesellen, die Nachbarjungen. Manchmal sei sonntags auch seine Tante Pundt gekommen, die Schwester seiner Mutter, um vom offenen Küchenfenster aus zu verfolgen, was vor dem Haus und auf der Straße passierte. Auf ihrem abseits liegenden Hof habe sie sich gerade sonntags besonders gelangweilt, weil es dort absolut ruhig war und nichts geschah. Nicht so hier. Hier war Betrieb und gab es etwas zu sehen, hier kamen Radfahrer vorbei, die von Hagstedt nach Visbek oder von Visbek nach Schneiderkrug fuhren. Manchmal sah man sogar eine Kutsche oder ein Auto vorbei fahren.



Und zu den üblichen Gewohnheiten bei solchen Zusammenkünften, erzählte unser Vater, habe es gehört, dass geraucht worden sei. Besonders die jungen Heranwachsenden hätten sich dabei hervorgetan. Nur zu gut erinnere er sich daran, dass so ein gerade den Kinderschuhen entwachsener, die Zigarette zwischen den gespreizten Fingern haltender Schnösel voller Stolz gesagt habe: „So daut Kerls!“ Das war seiner Ansicht nach die Wurzel des Übels: Großmannssucht. Dass man es den Erwachsenen nachmache, viel zu früh und unüberlegt so sein wollte wie sie. Auf diese Weise würde man sich etwas angewöhnen, das eigentlich unvernünftig sei und das man später bereue. Ebenso sei es ihm ergangen, so sei er ans Rauchen gekommen. Vor solcher Nachahmung, mahnte er, müssten wir uns unbedingt hüten, er könne nur dringend davor warnen.

Völlig unberechtigt war die Sorge meines Vaters nicht. Natürlich wollten wir sein und werden wie die Erwachsenen, wollten zu den „Kerls“ gehören. Vom Geschlecht her gehörten wir ja dazu. Sonntags saßen wir Jungen in der Visbeker Kirche zwischen den Männern auf der Männerseite, strikt getrennt von den Frauen und Mädchen. Die hatte man zwar im Blick, nahm an deren Seite aber selbst dann nicht Platz, wenn die Männerseite voll besetzt war und es auf der Frauenseite noch freie Plätze gab. Lieber stand man. Man hätte sich dort unwohl gefühlt. Bei den Männern stellten sich solche Fremdheitsgefühle nicht ein, zu ihnen gehörte man.

Dennoch gab es natürlich Unterschiede zwischen uns Jungs und den erwachsenen Männern. Wir waren klein und ängstlich, sie groß, stark und furchtlos. So wollten wir auch sein, keine Feiglinge. „Sägg eis Feigling!“, sagte man herausfordernd zu seinen Spielkameraden, wenn man seinen Mut unter Beweis stellen wollte. „Sägg eis Feigling!“, sagte Clemens Vornhagen zu mir, als wir auf dem Nachhauseweg von der Visbeker Schule noch vor Mensings Haus standen, und stellte seinen Fuß mit Holzschuh vor den dicken Hinterreifen des Postautos, das dort mit laufendem Motor abfahrtbereit stand. Ich sagte das geforderte Wort, das Auto fuhr an, der Holzschuh zerbarst und Clemens hatte einen gequetschten Fuß. Das machte ihm nicht allzu viel, obschon es schmerzhaft sein musste. In den Tiefen seiner Hosentasche hatte er noch einen „Packsband“, der nach einigen Mühen die Teile seines Holzschuhs notdürftig zusammenhielt. Den gemeinsamen Nachhauseweg konnte er damit antreten, zwar etwas lädiert und leicht humpelnd, aber in dem Bewusstsein, kein Feigling zu sein. Und das allein zählte.

Eben das zählte auch für Klemens Emke, der seinen Mut noch drastischer unter Beweis stellte. Auf jedem Hof und in jedem Haushalt gab es damals einen „Plutt“ genannten Hauklotz, in dem stets griffbereit das Beil steckte. Der Klotz diente dem für die Ofenfeuerung notwendigen Kleinholzhacken und stand zumeist draußen hinter dem Haus. Auf einem solchen Hauklotz in Stallnähe auf Emkes Hausgrundstück köpfte Kleis eines Tages unter dem Beifall seiner Bewunderer reihenweise Hähnchen aus dem Bestand seiner Eltern und ließ sie anschließend fliegen. Das Blut spritzte und die kopflos herumfliegenden Federviecher ergaben ein groteskes Bild, das zum Weitermachen animierte. Erst als die aufmerksam gewordenen Erwachsenen einschritten, hörte Klemens mit dem Köpfen auf. Nach dem zwölften Tier sei das gewesen, erzählte man sich im Dorf, wo sich die Kunde des Geschehens schnell verbreitete. Die Erwachsenen schüttelten den Kopf und sprachen von „Untat“. Wir Jungen, die bei Aktion nicht anwesend waren, es aber gerne gewesen wären, urteilten anders. Für uns war es eher eine „Heldentat“, die Mut und Unerschrockenheit bewies und uns heimlich Bewunderung abnötigte. Hier und da gab es in der Folgezeit denn auch Nachahmer, die das „Hähnchenköpfen“ als Mutprobe oder Freizeitspaß betrieben, wenn auch in wesentlich kleinerem Maßstab.

Der Nachahmer braucht das Vorbild. Welche Männer aus dem Dorf taugten dazu, an wem konnten wir uns in unserem Streben nach Männlichkeit orientieren? Dass Heini Tönjes oder Arnken Bernd unser Idol wurden, wird niemand ernsthaft für möglich halten, der diese Personen kannte. Von ihnen lernen konnte man gleichwohl, denn sie besaßen Eigenschaften, die in manchen Lebenssituationen durchaus hilfreich sein konnten. Baron Heini, wie er im Dorf wegen seiner Gutsherrenart genannt wurde, war die Dickfelligkeit in Person. Nichts focht ihn an, nichts konnte ihn aus der Ruhe bringen. Kam ich als Postbote mit einer Nachricht zu ihm, ließ er sie unbesehen zurückgehen und lachte dabei in meckerndem Ton. „Schäölt ehr Geld wull kriegen“, war dann sein Spruch. Von wem, sagte er nicht, meinte damit aber offenbar, von ihm jedenfalls nicht. „Annahmeverweigerung“ war dafür der Fachterminus. Die „Wiedervorlage nach Wochenfrist“, wie es im Postjargon hieß, war damit vorprogrammiert. Mein Vater ärgerte sich stets darüber, weil der Weg dann zweimal und zumeist noch häufiger zu machen war, denn Heini zahlte einfach nicht und wiederholte die Annahmeverweigerung trotz Mahngebühren so lange, bis es nicht mehr anders ging und der Zwangsvollzug ins Haus stand. Dann erst war Heini zur Zahlung bereit. Es machte ihm Spaß, die Gläubiger hinzuhalten.

An Arnken Bernd konnte man Leidenschaft studieren, er war das Muster dafür. Seine Frau Fina, eine Schwester von Baron Heini und ähnlich dickfellig wie dieser, machte ihm das Leben nicht gerade leicht. „Bernd hätt nich vâl tou lachen!“, war die gängige Meinung im Dorf. Man wusste es nur zum Teil aus eigener Anschauung, erfuhr es zumeist aus den Berichten der Knechte, Anverwandten und Erbnachfolger, die sich bei den kinderlosen Arnkes die Klinke in die Hand gaben und nie lange Zeit bleiben wollten. Und man wusste es von Erich Schmiegelt, der sich zum Spaß mit dem Kürzel SPD vorstellte, das für Sattler, Polsterer, Dekorateur stand. Erich reparierte auf den Höfen das Pferdegeschirr und blieb den Tag über dann dort auch zum Essen. Bei Fina, erzählte er, sei es ihm kurz vor dem Mittagessen passiert, dass er durch die Küche gegangen sei und dort ein dickes Stück Speck voller gelblichweißer Maden habe liegen sehen. Ein ekeliger Anblick. Um Gotteswillen, habe er ausgerufen, den Speck gebe es doch wohl nicht zum Mittagessen in der Suppe! Doch, doch, habe Fina gesagt, sie schlage ihn aber in ein Tuch ein, dann merke man nichts von den Maden. Sie seien nach dem Kochen ohnehin tot. Erich fand schnell einen Grund, weshalb er dringend nach Hause musste und nicht zum Essen bleiben konnte. Eine solche Flucht konnte Bernd nicht antreten. Wohin auch? Er musste bleiben und leiden.

Die Dickfelligkeit eines Baron Heini und die Leidenschaft eines Arnken Bernd waren Eigenschaften, die man dringend in der Erster Schule brauchte – jedenfalls, wenn man ein schlechter Schüler war. Und davon gab es genug, nicht aus Mangel an Intelligenz, sondern aus Mangel an Zeit. Die benötigte man für das ständig geforderte häusliche Auswendiglernen von Gedichten und biblischer Geschichte, hatte sie aber nicht, weil man im Stall oder auf dem Feld mithelfen musste. Oder weil man Besseres zu tun hatte. Also brauchte man Dickfelligkeit gegenüber Anforderungen, Aufgaben, Ermahnungen und Vorhaltungen, musste sie verdrängen und ignorieren können. Und Leidenschaft benötigte man zur Bewältigung der Folgen solcher Dickfelligkeit, zum Ertragen der Prügelstrafe, die der erhielt, der nicht „liefern“ konnte. Rudi Brosig, ein Flüchtlingsjunge, der später bei Nordmann in Visbek eine Bäckerlehre antrat, verfügte über beide Eigenschaften in besonderem Maße. Weil er sich dank seiner Dickfelligkeit so gut auf das Ignorieren verstand, waren die Prügel, die er erhielt, beträchtlich. Beträchtlich war aber auch seine Leidenschaft. Mit einem breiten Grinsen im Gesicht bis hin zu den abstehenden Ohren kehrte er nach einer Prügelattacke mit leicht schaukelndem Gang zu seinem Platz zurück. Lehrer Windeler geriet bei solchem Gleichmut so in Rage, dass er den Stock auf Rudi zerschlug. Dem machte das offenbar wenig aus, jeden-

falls zeigte er es nicht. Das Grinsen blieb. Manchmal schien mir allerdings, dass das sein normaler Gesichtsausdruck und er doch den Tränen nahe war. Mannhaft fanden wir seine Reaktion allemal, ein wenig leid tat er uns aber auch.

Vorbilder für das Rauchen, vor dem mein Vater uns bewahren wollte, gab es viele im Dorf. Fast alle Männer rauchten auf irgendeine Art und Weise: Zigaretten, Zigarillos, Zigarren, Pfeife. Und einige Erlter frönten auch einer ganz spezifischen Art des Tabakgenusses: dem Kauen

von Kautabak. „Preumken“ hieß das. Alle Rauchwaren samt Zubehör konnte man bei uns im Laden kaufen, auch den Kautabak, der in einem Steingutgefäß aufbewahrt wurde. Hermann Moors, Josef Köhne und Klemens Kreyenborg gehörten zu den Kunden dafür. Früher waren auch mein Opa Carl und mein Großonkel Bernd bis ins hohe Alter praktizierende Kautabak-Konsumenten, stritten sich deswegen aber auch häufig. „Häss mi all wedder wat van min Preumken afknäpen“, lautete der wechselseitig erhobene Vorwurf, wenn man erschrocken feststellte, wie klein das gute Stück in der Tabakdose schon wieder geworden war. „Häb’k nich“, beteuerte dann der eine und „Häss doch“ behauptete der andere. Endlos, weil keiner nachgeben wollte, ging es so hin und her: „Häb’k nich“, „Häss doch“, „Häb’k nich“, „Häss doch“. Zu beenden war diese Kabbelelei ohne Gesichtverlust für einen der beiden nur dadurch, dass einer schließlich den Raum verließ und es damit unentschieden ausging. Man weiß ja: Wie Kinder sind alte Leute manchmal.

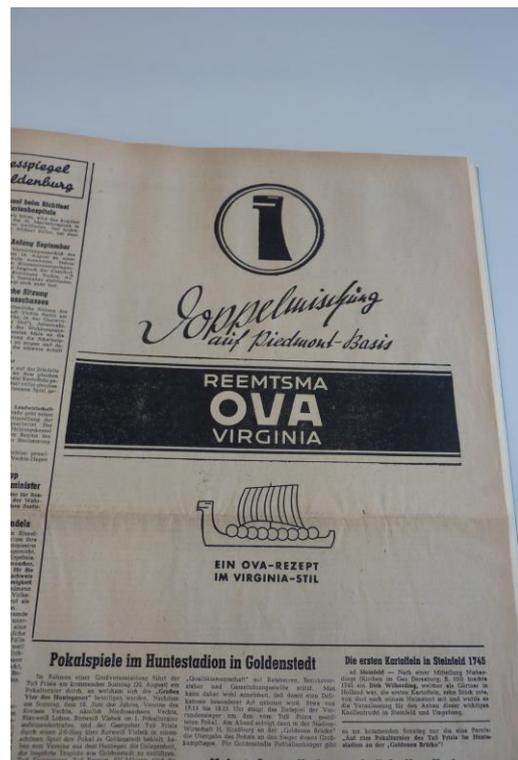
In der Gefahr, selbst das Preumken anzufangen, standen wir Jungen natürlich nicht. Das lag auch an Klemens Kreyenborg. Der wohnte in Moormanns Heuerhaus, einem strohgedeckten Fachwerkbau vor-



ne am Sandbrink, hatte eine Tochter Rosalia, die schöne Palmstöcke mit Papierblumen und – netz machen konnte, und arbeitete bei Püttgen Ornd in der „Pannenbackerei“, die offiziell auf Hochdeutsch als „Zementfabrik“ firmierte. An einem maschinenartigen Gerät stellte er dort per Hand Zementdachpfannen her, Stück für Stück. Der Zementmörtel wurde dazu mit einer Kelle auf eine in das Gerät eingelegte Metallform gegeben, mit Hilfe einer in einer Schiene laufenden Schablone auf Profil gezogen, mit Farbpulver übersiebt und dann nochmals glatt gezogen. Anschließend wurde die Platte per Fußbetätigung aus dem Gerät herausgehoben und zum Trocknen beiseite gestellt. Tag für Tag führte Klemens Kreyenborg diese monotone Tätigkeit aus und preumkete dabei. Fehlte er einmal, stand der Betrieb still. Will heißen: Er war – jedenfalls zuletzt – der einzige Arbeitnehmer der „Fabrik“. Auf meiner Posttour besuchte ich ihn manchmal und schaute ihm beim Herstellen der Dachpfannen und beim Preumken zu. Der braune Saft lief ihm zumeist aus den Mundwinkeln in den Stoppelbart, seine Zähne, von denen er nicht mehr allzu viele hatte, waren braun gefärbt. Ein attraktiver Anblick, der zum Nachmachen animiert hätte, war das nicht. Appetitlicher war auch nicht, was Josef Köhne betrieb. Der spuckte den Preumkenrest, der übrig blieb, wenn der Geschmack herausgekaut war, vom Bett aus treffsicher an den Pfosten der Dachkonstruktion, der in der Nähe im Raum stand und im Laufe der Zeit über und über mit braunen Kautabakresten bedeckt war. Kühlings Bernd, der sein nächster Nachbar und ein begnadeter Geschichtenerzähler war, bezeugte es glaubhaft. Auf die Idee, das Vergnügen der alten Leute zu übernehmen und weiterzuführen, kamen wir daher erst gar nicht.

Anders verhielt es sich mit dem Zigaretten rauchen. Es übte eine Faszination aus, der wir uns kaum entziehen konnten. Wir fingen daher mit der Imitation trotz aller Mahnungen schon früh an, im Vorschulalter. Ein wenig Torf, schön flockig und keine harten Stücke, etwas dünnes Papier und Streichhölzer, das reichte als Zubehör für die ersten Versuche aus. Wenn es uns dann nach vielen Mühen und Fehlversuchen gelang, ein halbwegs formgerechtes, rauchbares Exemplar zu erstellen, wenn auch der Torf nicht sofort verglimmte und wir tatsächlich ein paar Züge machen konnten, dann husteten und spuckten wir vor Ekel. Nein, das schmeckte beileibe nicht! Aber um den Geschmack ging es auch gar nicht. Mein Vater hatte schon Recht: Wir wollten das tun, was Männer machen und so sein wie sie. Und das hatten wir jedenfalls probiert. Später besorgten wir dann echten Tabak aus dem Anbau von Moors, trockneten und zerschnitten die Blätter, benutzten richtiges Zigarettenpapier und kamen dem Zigarettengeschmack damit schon näher. Das Anfertigen und Rauchen von Zigaretten

musste natürlich unter größter Geheimhaltung geschehen, sonst setzte es Prügel. Also suchten wir Plätze, wo man weitgehend vor Entdeckung geschützt war, und fanden bald den idealen Ort dafür: oben auf einem – andernorts „Schober“ genannten - Strohhaufen. Das war ein turmartiges Gebilde, zu dem man das mit vollem Korn geerntete Getreide in Ermangelung von ausreichend Scheunenplatz vorübergehend aufschichtete, um es später dann zu dreschen. Solche Strohschober gab es zeitweise an verschiedenen Stellen im Dorf. Sie waren nicht leicht, nach einiger Übung aber durchaus zu erklimmern. Ideal war der Platz dort oben, weil man vor den Augen anderer ziemlich geschützt war, selbst aber sofort sah, wenn jemand herannahte und allemal noch rechtzeitig die Spuren des verbotenen Tuns beseitigen konnte. Der nächste Schritt in unserer Raucherkarriere war dann, dass es jemandem gelang, richtige Zigaretten zu besorgen, die man nur noch anzuzünden brauchte. Jetzt konnten wir die gleichen Ova, Juno oder Eckstein rauchen wie die Erwachsenen. Das vereinfachte die Prozedur, nahm ihr aber auch ein wenig den Reiz. Unsere Interessen begannen sich ohnehin zu wandeln, gingen vom Rauchen weg in andere Richtungen. Diese Entwicklung hatte viel damit zu tun, dass wir älter und größer und nun auf weitere Dinge aufmerksam wurden, die Männer manchmal machen.



Man kann sich denken, was uns zunehmend auffiel: Während wir Kinder Soft oder Bluna tranken, konsumierten die Männer Schnaps und Bier. Mein Vater trank fast regelmäßig vor dem Mittagessen eine kleine Flasche Bier und davor – nur zum Anwärmen des empfindlichen Magens, wie er stets betonte – einen Schnaps. Mehr nicht. Mäßig, aber regelmäßig war seine Devise. Die Tugend des Maßhaltens war für ihn eine Selbstverständlichkeit. Nie habe ich ihn betrunken gesehen. Manchmal kamen auch Nachbarn zu dem „Elfuhrzug“ genannten Frühschoppen. Das diente dem „Klönnschnack“ der Männer untereinander, hatte aber auch den Vorteil, dass man nicht im Blickfeld der Ehefrau stand und möglicher Kritik nicht ausgesetzt war. Wohl deshalb hatten zwei Nachbarmänner in meiner frühen Kindheit ihre eigene

Schnapsflasche im Küchenschrank meiner Mutter stehen, kamen gegen Mittag dann unauffällig hinten durch die Stalltür, setzten sich an unseren Küchentisch, tranken einige Schnäpse und klönten. So ganz passte meiner Mutter das nicht, weil die Männer bei der Essensvorbereitung und beim Tischdecken störten. Sie konnte und mochte ihnen das Schnapstrinken aber nicht verwehren, denn bis zur regulären Station des „Elfuhrzuges“, der Dorfkneipe Hogeback, wo sich auch andere „Zugfahrer“ trafen, war es recht weit. Ähnliche Probleme bereitete meinen Eltern auch eine andere Angewohnheit, die sich herausbildete und lästig wurde. Die jungen Männer des Dorfes kamen – hier war unsere hübsche Haushalts- und Ladenhilfe Ruth der eigentliche Grund – abends in den Laden, standen herum, rauchten und kauften sich dann auch eine Flasche Bier, die sie zumeist sofort austranken. Meinem Vater war das ein Dorn im Auge, weil er ja keine Gaststätte betrieb, sie nicht führen wollte und nicht führen durfte. Er wollte der Dorfkneipe keine Konkurrenz machen und fürchtete Kritik von dieser Seite, wollte aber andererseits auch die Kunden nicht vergraulen und suchte nach Wegen zur Lösung des Dilemmas. Sie ergab sich ohne sein Mittun, als Ruth Erlte in Richtung Süddeutschland verließ und das abendliche Biertrinken abebbte.

Wir Schulkinder standen, wenn ich mich recht erinnere, in der Gefahr der Nachahmung des Trinkverhaltens der Männer kaum; sie ergab sich in der Regel erst, wenn man den Jugendlichen-Status erreicht hatte. Was viele Jungen vom Verhalten der Männer aber wohl übernahmen, weil es ihnen als eine Selbstverständlichkeit erschien, war etwas anderes, nämlich: dass man als Mann seelenruhig herumsitzen, trinken und klönen konnte, während sich die Hausfrau in der Küche mit der Essensvorbereitung abmühte. Als Mann, sahen wir und lernten es gerne, musste man sich um bestimmte Dinge nicht kümmern, nicht um das Essen und die Essensvorbereitung, nicht um das Abräumen und Geschirrspülen, nicht um das Putzen und Waschen, nicht um das Nähen und Flickern, nicht um Kindererziehung und Hausaufgabenhilfe. Und so weiter. Das alles waren Aufgaben der Frau, Männer hatten andere. Klare Rollenverteilung. So zeigten es schon die Abbildungen in der Erstlesefibel, so lernten wir es zusammen mit dem Alphabet, so bestätigte es sich im Alltag. Wer von uns Kindern wurde beim Mittagessen aufgefordert, aufzuspringen und schnell noch Vergessenes heranzuholen, die Maggiflasche, den Salzstreuer, die Fleischgabel? Meine Schwester Ursula natürlich, einziges Mädchen unter den Geschwistern! Ihr stand das Dienen zu, nicht uns. Wie hätten wir daran zweifeln können, dass das so richtig und gottgewollt war? Dass die Natur es nicht vorgibt und wir Profiteure einer tradierten Rollenzuschreibung waren, kam uns nicht in den Sinn.



Vater ist in der Stube
Klaus ist in der Stube

Hansi ist in der Stube
Waldi ist auch in der Stube

Vater sitzt im Sofa
Waldi sitzt im Sessel
Mieze sitzt am Ofen

8



Mutter ist in der Küche
Monika ist auch in der Küche

in der Küche ist ein Stuhl
in der Küche ist eine Lampe



9

In dem Maße, in dem wir älter wurden und auf die Pubertät zusteuerten, veränderte sich unser Blick auf das weibliche Geschlecht. Eigenartige Gefühle beschlichen uns, begleiteten jetzt die Wahrnehmung. Irgendetwas war mit den Mädchen, das uns anzog und faszinierte. Und Mädchen, reizvolle Mädchen gab es in den kinderreichen Erlder Familien ausreichend. Künftige Dorfschönheiten. Sie bescherten unserem Männlichkeitsstreben ein neues Aufgabenfeld und eine neue Zielrichtung. Spannender versprach das zu werden als das Rauchen und Trinken zusammen. Es trieb uns ganz anders um, bereitete uns fast körperliche Qualen. Wie wir es mit den Mädchen zu halten hatten, sagte uns aber niemand. Aufklärung: mangelhaft.



Keiner sagte uns auf diesem Felde: „So daut Kerls!“ Allenfalls der Beichtspiegel unseres „Laudate“-Gebetbuchs gab vage Hinweise. „Allein oder mit anderen?“, konnten wir dort

beim 6. Gebot lesen und waren irritiert. Was konnte damit gemeint sein? Wie hatte man sich das vorzustellen? Unser Interesse wuchs, die Neugierde wurde größer und größer. Man erfuhr aber nichts, nirgendwo, traf überall auf das berühmte „Schweigen im Walde“. Wer etwas Genaueres erfahren wollte, musste es selber herausfinden, notfalls im Praxistest. Die verschwiegenen Orte kannte man ja. „Is hei inweiht?“, fragte Georg Mecklenborg auf mich deutend meinen Vater, als wir bei einer Zustelltour in seiner dunklen Stube im Heuerhaus von Fels standen, noch einen Holunderlikör eingeschenkt bekamen und er meinem Vater von den Schwangerschaftskomplikationen seiner Frau erzählen wollte, aber unsicher war, wie offen er das in meiner Gegenwart tun konnte. Mein Vater machte eine vieldeutige Handbewegung, Georg erzählte und ich spitzte die Ohren. Nach und nach erfuhr man so die Geheimnisse der Erwachsenenwelt und wusste schließlich auch auf diesem Gebiet: „So daut Kerls.“ Und was „Fraulüe“ und „Wichter“, von denen man uns in der Kirche und in der Schule so strikt trennte, so über alle Maßen attraktiv und begehrenswert macht, wussten wir dann auch.

38. Familienzuwachs

Im Februar des Jahres 1954 vergrößerte sich unsere Familie um ein weiteres Mitglied: Mein Bruder Gregor wurde geboren. Seinen Namen erhielt er in Erinnerung an Gregor Meerpohl, den Bruder meiner Oma Nordmann, der als Soldat im Ersten Weltkrieg in Frankreich gefallen war. Überrascht wurden wir von der Geburt nicht. Im Lichte unseres neuen, allerdings noch bruchstückhaften Wissens hatten wir älteren Geschwister die Schwangerschaft meiner Mutter nun bewusst wahrgenommen. Bei der Geburt meines 1950 geborenen Bruders Bernard war das noch nicht der Fall gewesen. Er wurde recht unverhofft von der „Puppentante“ gebracht, und zwar just an dem Tag, an dem wir Kinder alle nicht zuhause und zum Spielen bei Onkel Franz abkommandiert waren. So ein Zufall! Jetzt, bei Gregor, war es anders und gab zumindest den Versuch einer „Teilaufklärung“. Meine Mutter hatte mich beiseite genommen und mir (in sprachlicher Anlehnung an die katholische Aufklärungsliteratur) mitgeteilt, dass „unter ihrem Herzen“ etwas heranwüchse, das bald das Licht der Welt erblicken würde. Details kamen dabei nicht zur Sprache, Nachfragen erschienen unangemessen. Dass die ganze Sache nicht unkompliziert und unproblematisch war, hatte ich aber aus Gesprächen meiner Mutter mit Kundinnen im Laden wohl mitbekommen. Von „Annehmen“ war darin die Rede, von Bejahung trotz anderweitiger Planung, vom Willen Gottes und gebotener Dankbarkeit,

von Risiken auch angesichts fortgeschrittenen Alters. Meine Mutter war immerhin fast 40 Jahre alt. Familienplanung mit Hilfe der Pille war ja damals nicht möglich, weil es die Pille noch nicht gab. Sexualität war deshalb immer mit dem Risiko ungewollter Schwangerschaft verbunden, blieb davon überschattet. Damit musste man sich abfinden, damit umzugehen lernen.

Nun war Gregor also da. Entzückend fanden wir älteren Geschwister den Neuankömmling. So ein niedliches und drolliges Kerlchen! Zum Knuddeln! Bald stellte sich heraus, dass er Milchschorf hatte, eine vorübergehende Kinderkrankheit, für die ein schuppenartiger, juckender Hautausschlag vor allem im Gesicht und am Kopf kennzeichnend ist. Mit Kratzen versuchte der kleine Kerl den Juckreiz zu lindern, kratzte sich blutig, schrie permanent und konnte nicht einschlafen. Alle Gegenmaßnahmen fruchteten nicht:



nicht das Beschneiden seiner Fingernägel, nicht das Anbinden seiner Händchen an den Seiten des sog. „Stubenwagens“, in dem er lag. Wieder und wieder hatte sich Gregor blutig gekratzt, bewegte bei angebundnen Händen eben Kopf und Körper dorthin. Allein mit Schaukelbewegungen seines Stubenwagens konnte man es schaffen, ihn von seinem Tun abzubringen und ihn in den Schlaf zu wiegen. Langwierig und zeitaufwändig war das. Weil kaum jemand Anderes dafür ausreichend Zeit hatte, lief die Aufgabe auf mich zu. Ich hatte Zeit, ich musste Gregor in den Schlaf wiegen, fühlte mich bald dafür zuständig und verantwortlich. Zum Zeitvertreib registrierte ich dabei die Anzahl der Schaukelbewegungen, die notwendig waren, um Gregors Schlaf herbeizuführen, und konnte dann stolz und in einem exakten Vergleichsmaß angeben, wie lange es jeweils gedauert hatte.

Dass mir die Zeit für diese Aufgabe zur Verfügung stand, hatte mit meiner besonderen Situation zu Beginn des Jahres 1954 zu tun. Ich befand mich kurz vor der Schulentlassung, die zu

Ostern anstand. Schulischen Anforderungen musste ich nicht mehr gerecht werden, der Unterrichtsstoff wiederholte sich ohnehin im jährlichen Turnus. Alles schon bekannt. Zwei Jahrgänge waren es, die 1954 die Erlter Schule verließen: das neunte und das achte Schuljahr. Ein neuntes Schuljahr mussten diejenigen absolvieren, die 1945 eingeschult worden waren und im letzten Kriegsjahr noch Unterrichtsausfälle wegen Bombenalarms hinnehmen muss-



ten. Für mich traf das nicht zu, ich begann meine Schullaufbahn erst nach Kriegsende im Jahre 1946. Wie für die Volksschule vorgesehen, endete sie für mich deshalb regulär nach acht Jahren zu Ostern 1954. Ich war zu diesem Zeitpunkt noch nicht ganz 14 Jahre alt, wurde es erst im Mai. Dieses kindlichen Alters wegen hielten es meine Eltern für vernünftig und geboten, mir noch ein halbes Jahr Geborgenheit im Elternhaus zu gönnen und den Beginn der Berufsausbildung auf den Herbst zu verschieben. So kam es, dass ich neben dem wöchentlichen Besuch der Berufsschule in Lohne Zeit für diverse Arbeiten hatte, für das Austragen von Post, für Warenauslieferungen, für Mithilfe im Haushalt und Gartenarbeit, - und eben auch für schier endloses, monotones Babyschaukeln als Ablenkungsmanöver und Einschlafhilfe.

39. Weltmeister

Im letzten Sommer meiner Kindertage gab es in Erlte ein aufwändig gestaltetes Fest: Das Ehepaar Clemens und Sophia Deeke feierte seine Goldhochzeit und das ganze Dorf nahm an der Feier teil. Ein Großereignis war das nach unseren dörflichen Maßstäben.

Deekes warten unsere Nachbarn auf der anderen Seite des Teiches, hatten einen stattlichen Hof und entstammten einer alteingesessenen Familie (Grote). „Zeller Clemens Deeke“ stand auf dem Namensschild an ihren Pferdefuhrwerken. Mich veranlasste das zur Frage nach der Bedeutung dieser Bezeichnung. Ein „Zeller“ erfuhr ich von meinen Eltern, stand hinsichtlich der Erbesqualität und der Größe des Landbesitzes in der überkommenen Hierarchie bäuerlicher Betriebe ganz oben. Zumeist, und so auch in diesem Fall, gehörte zu einem Hof dieser Größe ein Heuerhaus mit Heuersleuten, die zur Mitarbeit verpflichtet waren. Die Familie Niemann stand zur damaligen Zeit in diesem oftmals bedrückenden Abhängigkeitsverhältnis, das später dann beendet wurde. Einen Anlass zu Neid bot die Familie Deeke trotz guter wirtschaftlicher Situiertheit aber nicht. Sie hatte einen schweren Schicksalsschlag zu verkraften: Drei der vier Söhne fielen im Zweiten Weltkrieg. Übrig blieb nur Georg, der ebenfalls Soldat war, erst lange Zeit nach Kriegsende aus russischer Kriegsgefangenschaft heimkehrte, dann das Hoferbe antrat, unverheiratet blieb, später Bürgermeister von Visbek wurde und sich als solcher großer Beliebtheit erfreute.

Weil es ein selten erreichtes Jubiläum war, feierte die Dorfgemeinschaft Goldhochzeiten mit großem Aufwand. Eine mit sechs Pferden bespannte Kutsche brachte das Jubelpaar Deeke nach Visbek zum Gottesdienst in die Kirche und wieder zurück nach Hause. Begleitet wurde das Gefährt von Reitern und von Radfahrern mit bunt geschmückten Fahrrädern. Alle Kinder des Dorfes und auch die Erwachsenen beteiligten sich an dieser Aktion. Das Mittagessen, zubereitet unter Mithilfe der Nachbarsfrauen, fand auf Deekes großer Diele statt. Die Ställe für das Vieh waren mit Birkengrün verdeckt worden. Nachmittags gab es dann Kaffee und Kuchen. Und es gab an diesem Tag noch etwas, das ihn in Erinnerung bleiben lässt. Es war nämlich der 4. Juli 1954. An diesem Tag fand in Bern das Endspiel der Fußballweltmeisterschaft statt. Deutschland gegen Ungarn. Die Radioübertragung durfte nicht verpasst werden. Alle Männer und Jungen drängelten sich in Deekes guter Stube vor dem Radio. Roter Plüsch war dort die vorherrschende Farbe. Sitzend oder stehend verfolgten die Anwesenden die Radioreportage, fieberten mit, feuerten Fritz Walter und Helmut Rahn mit Zwischenrufen an, stimmten schließlich erlöst in Herbert Zimmermanns legendären Tor-Schrei ein. Deutschland

hatte gewonnen, war Weltmeister. „Das Wunder von Bern“ nannte man es später. Für uns war es die Krönung der ganzen Festivität. Unvergesslich.



Meinem Nationalbewusstsein, erinnere ich mich, gab der deutsche Sieg ziemlichen Auftrieb. Es war ja auch bisher kaum vorhanden und eher negativ besetzt gewesen. Wir Deutschen, so mein Weltbild damals, waren die Verlierer, die den Krieg angezettelt und schmachvoll verloren hatten. Daran war nicht zu rütteln. Mit diesem Makel des Verlierers, glaubte ich, müssten wir leben und uns damit abfinden. Und nun waren wir plötzlich die bewunderten Gewinner, wenn auch auf einem anderen Feld! Das änderte alles. Der Makel schien getilgt. Wir waren wieder wer, konnten selbstbewusst den Kopf heben. Dass ein ganz anderer, unvergleichlich größerer Makel auf uns lastete, wusste ich damals nicht. Vom Holocaust hatte ich noch nicht gehört, Auschwitz kannte ich nicht einmal dem Namen nach. Weder meine Eltern noch Lehrer Windeler hatten uns, hatten mich über den fabrikmäßigen Massenmord der Nazis an den Juden informiert und aufgeklärt. Allenfalls vage Hinweise auf die jüdenfeindliche Stimmung der Kriegszeit hatte es gegeben. Unwissend war ich also und mir meiner Unwissenheit nicht bewusst. Eben das ist ja Kindheit: noch keine Teilhabe am Wissen und den Geheimnissen der Erwachsenenwelt und deshalb keine Belastung dadurch. Das macht Kindheit unbeschwert und die Erinnerung daran so schön. Die Last war aber da, kam nur nicht zur Sprache, wurde aus Selbstschutzgründen verdrängt. Die 50er Jahre als „bleierne Zeit“ zu bezeichnen, mag unter diesem Gesichtspunkt berechtigt sein.

40. Berufsfindung

Die Frage, welchen Beruf ich ergreifen sollte, hatte mich und meine Eltern schon längere Zeit beschäftigt. Sollte ich Bäcker werden wie mein Opa und mein Onkel Eduard Nordmann in Visbek? Oder doch lieber Postbeamter wie mein Vater im Zweitberuf? Ich wusste es nicht. Beide Alternativen sagten mir nicht besonders zu. Eine andere Idee hatte ich aber auch nicht. Die ganze Frage war mir eher lästig, musste aber ja beantwortet werden. Um mir eine Entscheidungshilfe zu geben, hatten meine Eltern mich schon in den Sommerferien des Jahres 1953 nach Friesoythe geschickt, um im Bäckereibetrieb meines Onkels Gerd zu erkunden, was den Beruf des Bäckers ausmacht und ob er mir vielleicht gefiele.

Als Ferienaktivität war das durchaus reizvoll. Die Ferien waren ja stets etwas Besonderes, darauf freute man sich aus den bekannten Gründen: Man konnte länger schlafen, war freier in der Tagesgestaltung und von Hausaufgaben entlastet. Oder konnte Neues kennenlernen. Eine Zeit des Müßiggangs oder gar großer Urlaubsreisen waren die Ferien damals allerdings nicht. Vielfach musste nun zu Hause umso intensiver mitgeholfen werden, vor allem bei Erntearbeiten. Gebraucht wurden wir Kinder insbesondere bei der Kartoffelernte. Extra deshalb waren die Herbstferien auf Kosten der Sommerferien verlängert. Also verdingten wir uns als Kartoffelsammler. Man erhielt dann auf dem Kartoffelfeld in der Regel zu zweit einen Abschnitt („Pand“) zugeteilt, auf dem man die Kartoffeln aufsammeln musste, die der von Pferden gezogene Kartoffelroder dorthin auswarf. Fünf Mark erhielt man dafür pro Nachmittag und dazu noch eine „Vesper“, manchmal mit Kartoffelstuten aus Hefeteig mit Rosinen drin und Zucker drauf.

Einige Male verbrachten wir einen Teil der Ferien auch bei Verwandten. Das war dann schon eher Urlaub und Erholung. Bei Tante Cilly in Garrel, so erinnere ich mich, waren mein Bruder Hans und ich einmal als Ferienkinder. Und jetzt also Ferienaufenthalt bei Onkel Gerd und Tante Martha in Friesoythe. In bestimmter Absicht allerdings, der ich aber kaum entsprach. Mehr als der Bäckerberuf faszinierte mich dort das kleinstädtische Umfeld mit den vielen Trümmergrundstücken. So etwas gab es Erlte nicht, hier aber reichlich, da Friesoythe im Krieg stark zerstört worden war. In den zerbombten Häusern suchte ich zusammen mit den Jungen aus der Nachbarschaft, die ich schnell kennenlernte, nach Altmetall, Kupferdrähten vor allem. Bei Schrotthändlern erhielt man dafür relativ viel Geld. Auch zum Verstecken eigneten sich die Trümmergrundstücke hervorragend. „Räuber und Gendarm“ war unser bevorzugtes Spiel. Und einen Spitznamen erhielt ich auch von den Friesoyther Jungen, und zwar „Hadschi“. Das kam so. Friesoythe war eine „Teegegend“, in der man mehr Tee als Kaf-

fee trank. „Onno Behrens“ und „Bünting“ waren die bekanntesten Teemarken. Als Werbebeigabe enthielten die Teepackungen damals Karl-May-Bildchen, die eifrig gesammelt wurden. Zur Interpretation dieser Bilder konnte ich als versierter Karl-May-Leser manches beitragen. Erstaunen erregte aber vor allem, dass ich den vollen Namen des treuen Begleiters von Kara Ben Nemsi kannte und ihn als geübter Auswendiglerner nur so herunterrattern konnte: Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah, der Scheik der Haddedihs vom Stamme der Schammar. Mein Spitzname stand damit fest. An ihn erinnerte man sich noch, als ich im Herbst 1954 nicht unbedingt begeistert, aber den Lebensnotwendigkeiten und der familiären Erwartung Rechnung tragend tatsächlich in Friesoythe eine Bäckerlehre begann, so dass mir der Name blieb. Obschon von der körperlichen Entwicklung her noch ein Kind, fing damit für mich die Jugendzeit an. Sie war mit in der Regel zwölf Stunden Arbeit täglich verbunden. Auch wohl deshalb erinnere ich mich gut und gerne an meine Kindheit in Erlte. Sie war im Vergleich dazu wie Ferienzeit, aber zu Ende.



41. Schloss am Teich (wie bisher)